

Johann Joachim Winckelmann.

Das Bild eines großen Genius zu zeichnen, wird stets vermessen erscheinen: um so mehr, wenn Goethe ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt und einer der Führer neuerer Kunstgeschichte, Carl Justi, den Menschen, sein Leben und Schaffen in einer monumentalen Biographie geschildert hat. Im eng begrenzten Rahmen der Mitteldeutschen Lebensbilder bleibt vollends nur die Möglichkeit zu einer flüchtigen Skizze. Wie stark diese von den großen Vorgängern abhängig ist, lehrt jede der folgenden Seiten. Da aber jedes Geschlecht das Problem seines Verhältnisses zur Antike erneut angreift und zu lösen strebt, erhebt sich auch für uns wieder die Frage: Was ist uns Winckelmann, was kann und soll uns heute noch der so oft genannte und so wenig gekannte Erwecker zum Griechentum, der Schöpfer der neueren Altertumswissenschaft, der Kunstgeschichte, ja der modernen historischen Disziplin bedeuten?

Die Geschichte von dem Sohne des armen Schuhflickers Martin Winckelmann, der am 9. Dezember 1717 zu Stendal in der Altmark geboren, kraft der „antiken Natur seiner deutschen Seele“ schon als Knabe in bitter hartem Kampfe um die Gelehrsamkeit ringt: das ist durch ewige Wiederholung ein Topos, ein Gemeinplatz geworden — und bleibt doch ein wunderbares Phänomen. Wohl war Stendal reich an mächtigen Denkmälern des Mittelalters, wohl besaß seine Lateinschule die ehrwürdigste, bis zur Domschule des zwölften Jahrhunderts hinaufreichende Überlieferung: sie war auch zu Beginn des achtzehnten, unter der Leitung ihres langjährigen Direktors Esaias Wilhelm Tappert, dessen Amanuensis Winckelmann später werden sollte, eine rechtschaffene Erziehungsanstalt in den engen geistigen Grenzen jener Zeit. Aber lebendige Erkenntnis des Altertums vermochte sie nicht zu wecken. Und daß die Kirchen der Heimatstadt irgend einen religiösen oder künstlerischen Eindruck auf

den Knaben ausgeübt hätten, dafür gibt es nicht den geringsten Anhaltspunkt. Das Wunder lag in der Seele des Kindes, das in dem elenden strohgedeckten Häuschen der so bezeichnend benannten Lehmstraße, von unwiderstehlichem Drang nach edlerer Bildung getrieben, seine Eltern dazu bewog, ihm diese zu gewähren. Er hat ihnen schon als Schüler das Opfer in rührender Liebe gelohnt, ihnen allezeit beigestanden, so gut er es vermochte, hat die Altmark erst dreißigjährig verlassen, nachdem die Mutter 1747 gestorben war. So standen harte Not, hohe Ziele, selbstlose Hingabe am Eingang seines Lebens und formten seinen Charakter.

Die Lateinschule trug ihren Namen auch insofern zu Recht, als das Griechische dort nur zur Einführung in das Neue Testament gelehrt wurde. Der junge Johann Joachim, der schon als Primaner die kleine Schulbibliothek verwaltete, fand darin nur ein paar spätgriechische Kompilatoren. Aber wie ein Vorgeschnack seiner römischen Jahre waren die Ausgrabungen, die er mit seinen Mitschülern in Hünengräbern vor der Stadt unternahm. Justi (I 30) hat noch Urnen aus diesen ersten archäologischen Unternehmungen des Knaben beim Gymnasialdirektor in Stendal gesehen.

Als „Paedagoge“ bei den Kindern des Rektors Wake in Berlin lernt der Siebzehnjährige die neuerbauten Paläste der Residenz Friedrichs I. kennen; hier findet er endlich auch die griechischen Schriftsteller, nach denen sein Sehnen schon lange stand. Ein kurzer Blick ins gelobte Land, denn schon 1736 muß er nach Stendal zurückkehren. Von da geht es im gleichen Jahre nach Salzwedel und im Frühjahr darauf nach Halle, wo ihm ein kleines Stipendium, theologische Freitische, vor allem aber eine angeborene, heiter entsagende Bedürfnislosigkeit das Studium ermöglichen. Allgemein beliebt bei seinen Kommilitonen ob „seiner überall bekannten Ehrlichkeit und unverstellten Redlichkeit“, „aufgeräumt, scherzhaft und gesprächig“, sehen wir ihn auf den Dörfern, während der Ausschweifungen der anderen, „in einem Winkel den Aristophanes lesen“; „des Abends war er meistens auf dem Ratskeller und unterredete sich mit alten, ehrbaren Bürgern von ihren Wanderschaften und Reisen“ (Paalzow und Genzmer bei Justi I 52 f.).

Von der Hallischen Universität, die damals als die erste Deutschlands galt, hat Winckelmann keine gute Erinnerung bewahrt. Mochte dort Johann Heinrich Schulze griechische Dichter erklären und als Erster die jetzt noch bestehende Münzsammlung begründen; mochte Christian Wolf, als Vertriebener von Marburg aus weiter wirkend, auf der Höhe seines Ruhmes als „Lehrer des Deutschen im Denken“ stehen (Winckelmann hat ihn nach seiner Rückkehr noch selbst in Halle gehört); mochte A. G. Baumgarten seine Ästhetik gerade in jenen Jahren begründen, freilich allein nach lateinischen Dichtern: all’ diese Gelehrsamkeit konnte den Durst des jungen Studenten nach hellenischen Quellen nicht stillen. Und für die Theologie brachte er vollends kein Organ mit, so wenig man einem Manne Religiosität absprechen kann, der noch in Dresden und Rom täglich ein Kapitel aus der hebräischen Bibel las und mit Gerhards Kirchenliedern den Morgen weihte. So war auch sein theologisches Abgangszeugnis dürftig genug. Den größten Gewinn der beiden hallischen Jahre bildete erst nach Abschluß des Studiums die Beziehung zu dem gelehrten Kanzler von Ludewig, dessen große Bibliothek er im Sommer 1740 geordnet hat.

Ein Jahr als Hauslehrer in dem feingebildeten, stark französisch beeinflussten Grolmannschen Haus zu Osterburg bei Stendal; ein kurzes, unfruchtbares Studium der Medizin und Mathematik zu Jena, unterbrochen von einer akademischen Reise, die er unter größten Entbehrungen unternimmt, vor allem wohl um die wunderbare Sammlung griechischer Handschriften in Paris kennen zu lernen, die er aber aus Mangel an Mitteln schon vor Frankfurt abbrechen muß (1741); erneutes Hauslehrertum in Hadmersleben bei Halberstadt, beim Oberamtmann Lamprecht, zu dessen Sohn er eine lebenslange, schwärmerische Freundschaft faßt: solch unstetes Dasein hatte wenigstens den Vorzug, Winckelmanns Erfahrung im tätigen Leben zu vermehren, ihn reifer, gefestigter zu machen, die eiserne Konsequenz seines Strebens zu härten. Dafür ist nichts bezeichnender als seine Fußwanderung von Hadmersleben nach Halle, zum alleinigen Zweck, eine Stelle aus den Pariser Akademieschriften nachzuschlagen. Baumgarten wurde damals auf die Bedeutung des

jungen Mannes aufmerksam; aber seinem Angebot, ihn in Halle zum Magister zu machen, ist Winkelmann nicht gefolgt. Und doch strebte er voll Sehnsucht in eine freiere, weitere Luft als die des halberstädtischen Rittergutes — um statt dessen 1743 als Conrektor im altmärkischen Städtchen Seehausen zu landen!

Fünf Jahre hat er dort ausgehalten — es waren in seiner späteren Erinnerung die schlimmsten seines Lebens. So gern er lehrte, so wenig befriedigten ihn seine störrischen, unwissenden Seehäuser Schüler. So liebenswürdig, aufrichtig und uneigennützig er im Verkehr mit Anderen war, hatte er von der Verständnislosigkeit der Spießbürger allerhand zu erdulden. Sein Einkommen betrug wenig mehr als 120 Taler und wurde durch Unterstützungen an seine zärtlich geliebten alten Eltern noch geschmälert. Von äußerster Enthaltksamkeit gegen sich selbst, war er „gastfrei und bewirtete seine Freunde nach Ansehen und Verdienst . . . suchte [auch] durch ersparte Gelder seinen Büchervorrat mit Schriften nach seinem Geschmack auszufüllen, ob sie gleich kostbar waren“ (Justi I 132, nach Bericht eines Seehäuser Kollegen). Unermüdlich war er in der Arbeit, erbarmungslos versagte er sich den Schlaf. Nach den anstrengenden Pflichten des Tages studierte er bis Mitternacht, schlummerte wenige Stunden im Lehnstuhl, ohne den ganzen Winter ins Bett zu kommen, entzündete um vier Uhr wieder seine Lampe. Im Sommer ruhte er auf einer Bank, von einem an die Füße gebundenen Klotz bei der geringsten Bewegung geweckt. So zwang er sich, mit 2 — 3 Stunden der Ruhe auszukommen. Meilenweit wanderte er umher, wo immer Bibliotheken zu finden waren, sogar bis Halle und Leipzig führten ihn diese langen Fußreisen. Auch bei Seehausen hat er wieder Hünengräber geöffnet und Urnen gesammelt.

Man verstand ihn nicht, sein Wesen nahm die Einheimischen nicht für ihn ein, mit den Geistlichen kam es zu offenem Bruch, weil er während der Predigten im Homer las. Kein Wunder, daß er später schrieb: „Ich habe vieles gekostet; aber über die Knechtschaft in Seehausen ist nichts gegangen . . . Meine Jugend ist gar zu kümmerlich gewesen, und meinen Schulstand vergesse ich nimmermehr“ (Justi I 133 ff.).

Freilich, wenn wir den damaligen Bildungsstand des armen Städtchens von 250 Häusern und 1340 Einwohnern (Justi I 129) bedenken, will er uns absonderlich hoch erscheinen. Heute würde in einem solchen Nest weder Latein noch Griechisch oder gar Hebräisch gelehrt, eine Antrittsrede wie die Winckelmanns weder verstanden noch gebilligt werden. In der näheren und weiteren Umgebung hat er Freundschaften geknüpft, die ihm bis an sein Lebensende kostbar blieben. Der junge Lamprecht war ihm nach Seehausen gefolgt und teilte sein Zimmer, enttäuschte ihn allerdings nach zwei Jahren doppelt bitter, weil für Winckelmann Freundschaft alles, Frauenliebe nichts bedeutete. Auch in dieser hohen Auffassung der Freundschaft ist er von Anbeginn hellenischen Geistes gewesen, so wie er, christlicher Abkehr vom Irdischen entgegengesetzt, körperliche und seelische Schönheit als untrennbares Ganzes empfand.

Die fünf Seehäuser Jahre haben ihm die innige Vertrautheit mit griechischen Dichtern und griechischem Wesen gebracht, deren er für die schöpferische Periode seines Lebens unbedingt bedurfte, gerade zu einer ganz griechenfeindlichen, oder wenigstens Hellas gegenüber völlig verständnislosen, französisch-lateinisch eingestellten Zeit. Die ihm eingeborene Wahlverwandtschaft mit den Hellenen hat damals erst ihre feste Grundlage erhalten. Von nun an lebt er geradezu im Homer; Sophokles und Plato, Herodot und Xenophon werden seine Freunde. So wird er „die Schönheit in den Schriften der Alten zuerst gewahr“ (Goethe). Aber auch den Komikern und Satirikern gilt sein Verständnis. Aristophanes las er schon auf hallischen Landpartien. Von den Lateinern liebt er vor allem Plautus und Horaz, Petron, Martial, Persius und Juvenal. Daneben treibt er eifrig ältere deutsche und neuere europäische Geschichte, so weit das in jener unhistorischen Zeit möglich war. Gerade in diesem Fache möchte er 1746 Dozent an einer Universität werden. Dagegen scheint er für die bildende Kunst damals noch merkwürdig wenig Sinn zu haben. Er war zum Polyhistor und Buchgelehrten geworden, in sonderbarem Gegensatz zu seiner späteren Entwicklung, zu seiner eigentlichen Sendung. Vielleicht liegt hier der tiefste Grund für die dumpfe, gefesselte Stimmung der Seehäuser Jahre.

Da schlägt im Sommer 1748 die Stunde der Befreiung. Eine glückliche Verkettung von Umständen führt ihn auf das Rittergut des Grafen Büchau zu Nöthnitz bei Dresden, der unersättliche Polyhistor wird Leiter der größten und vortrefflichsten privaten Bibliothek Deutschlands, Hausgenosse eines durch Stand und Erfahrung, Staatskunst und Gelehrsamkeit gleich hervorragenden Mannes. Er verläßt seine preussische Heimat ohne Bedauern, ja mit feindseliger Bitterkeit. Die Leidenszeit in der Altmark war noch zu frisch in seinem Gedächtnis. Wie stark er sich doch als Preuße fühlte, sollte er erst nach vielen Jahren erkennen.

Sechs Jahre im Dienste des Grafen Büchau; sechs Jahre umfangreichster, mühseliger Arbeit am Katalog der Bibliothek und an der Deutschen Kaiser- und Reichshistorie seines Herrn. Winkelmann hat diese Arbeit oft bedrückend empfunden. Aber sie brachte ihm zwei unschätzbare Güter: sie verhalf seiner angeborenen sprachlichen Begabung zu voller Meisterschaft, noch ehe er an eigene Werke ging, und erschloß ihm im nahen Dresden die Pforten der Kunst. Hier erkannte er endlich, mehr als dreißigjährig, seine wahre Sendung, ihr opferte er mit großartiger Kühnheit alle Möglichkeiten, die ihm als einem der ersten Bibliothekare und Geschichtskenner Deutschlands nun offen standen.

Ein stärkerer Gegensatz läßt sich kaum denken als der zwischen dem engen, ärmlichen Seehausen und der heiteren Pracht Dresdens, das damals alle anderen deutschen Residenzen weit überstrahlte. Alles war hier auf die Schönheit der äußeren Form gerichtet, an Stelle der Erkenntnis trat Anschauung, an Stelle der Bücher die bildende Kunst. Auf Winkelmann mußte dies alles wie eine Offenbarung wirken. Am stärksten hat es ihm die Gemäldegalerie angetan, zu der er bald unbeschränkten Zutritt erlangte. Der vertraute Verkehr mit ihrem Direktor, dem Maler J. G. Kiedel, wird ihm auch die Brücke zu anderen Malern geboten haben, unter denen er sich besonders wohl fühlte. Vor allem aber war es Adam Friedrich Deser, der wie später Goethe, damals Winkelmann auf das Nachhaltigste beeinflusst hat. Er nimmt den jungen Fremdling in seine Wohnung auf, als dieser im Dezember 1754 aus Nöthnitz

nach Dresden übersiedelt, um dort ein freies Jahr, das letzte in Deutschland und das entscheidendste seines Lebens, zu verbringen. Sie werden bald vertraute Freunde. Deser verdanken wir die schönste Schilderung von Winckelmanns Wesen: „Ich kann wohl sagen, daß ich unter den Menschenkindern seinesgleichen nicht gefunden habe . . . Bei seinem fürtrefflichen Herzen wußte er gar nicht, was Mißtrauen war; sich zu verstellen war ihm ganz unmöglich. Er fand in nichts seine Zufriedenheit als seine Einsicht zu erweitern. Das Studium der Alten war sein Lieblingsgeschäft, und diesen opferte er alles auf. Er stand gemeiniglich früh um 4, höchstens 5 Uhr auf, nahm etwas Tee zu sich und griff nach seinen Freunden, dieses waren Homer, Xenophon, Herodotus und Thukydides, und las laut 2 bis 3 Stunden beim Auf- und Abgehen darinnen. Alsdann nahm er erst andere Bücher zur Hand, die er etwa zu seinen Arbeiten in der Geschichte nötig hatte. Alles was er unternahm, geschah mit einer männlichen Standhaftigkeit, welche ein auffallender Fleiß unterstützte“ (bei H. Thiersch, Winckelmann und seine Bildnisse 4 f.). Von Deser stammt wohl das Bildnis, das wir als einziges aus Winckelmanns mitteldeutschen Jahren dieser Lebensskizze voranstellen (nach einer von seinem Entdecker Hermann Thiersch freundlichst überlassenen Photographie, mit gütiger Erlaubnis des Besitzers, Freiherrn von Bönigk in Halle). Auf Deser geht sogar das Wort von der „edlen Einfalt und stillen Größe“ zurück, das geradezu der Wahlspruch für Winckelmanns Auffassung der Antike geblieben ist. Unter dem lebendig befruchtenden Einfluß des Malers wendet sich der Philologe und Historiker der bildenden Kunst zu, vertieft sich in Kunstschriftsteller, lernt selbst bei Deser zeichnen. Es ist nur folgerichtig, daß die Erstlingschrift des Achtunddreißigjährigen, „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“, ganz überwiegend auf Deserschen Gedanken aufgebaut, sich vornehmlich den Dresdener Gemälden zuwandte.

Goethe und Justi haben dargelegt, wie stark diese Schrift im damaligen Dresden wurzelte, wie sie nur dort entstehen konnte. Der Klassizismus, dessen Prophet er werden sollte, war schon vor Winckelmanns Ankunft in die blühende Barockwelt eingedrungen, deren

glänzendstes Beispiel, der Zwinger, ihm ebenso täglich vor Augen stand wie die katholische Hofkirche. In den Pavillons und Schuppen des großen Gartens standen die herrlichsten antiken Skulpturen nördlich der Alpen, als wären sie vorausbestimmt, zu einer neuen, bahnbrechenden Darstellung des griechischen Geistes und Stils Grundlage und Anregung zu bieten. Kein geringerer als Herder, in seinem Hellenentum Winckelmann am tiefsten wahlverwandt, erklärt geradezu: „Der größte Gewinn, den die ersten herculanischen Entdeckungen samt den Altertümern des Hauses Thigi der Welt gebracht haben, ist, daß sie als Antikensammlung in Dresden den Mann erweckten, der dem gesamten Altertum gleichsam ein göttlicher Ausleger ward, Winckelmann“. Aber sonderbar: seine Erstlingschrift, die, so sollte man meinen, in ihrem Geist ganz auf jenen Skulpturen beruhen mußte, nimmt nirgends auf sie Bezug. Ja noch mehr: Winckelmann hat die Antiken zum ersten Male gegen Ende seines letzten Dresdener Jahres besucht! Daß, wie er schreibt, „die besten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie Heringe gepackt standen und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren“, ist keine genügende Erklärung für solches Nichtbeachten, um so weniger, als nach seinen eigenen Worten einige Werke, darunter die drei Herculanenserinnen, „bequemer gestellt“ waren. (Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst S. 192 Uhde-Vernays.) Wir müssen nach einer anderen Erklärung suchen und können sie vielleicht in der auch an Anderen beobachteten Tatsache finden, daß, wer von langjähriger, einseitiger Buchgelehrsamkeit zum ersten Male zur Anschauung von Kunstwerken gelangt, diese zunächst leichter an Gemälden erlernt, erst allmählich zur Plastik vordringt. Im übrigen hatte Winckelmann schon 1752 in Potsdam zwar voll Begeisterung über „die erstaunlichen Werke“ dort „den Entschluß [gefaßt], sich auf einen gesicherten Fuß in Rom zu setzen“; aber auch damals scheint er weder die wunderbar erhaltene Bronzestatue des betenden Knaben in Sanssouci, noch die Antiken des Charlottenburger Schlosses sonderlich beachtet zu haben (Justi I 299 ff.).

Gewiß haben, im Gegensatz zu unseren Tagen, Gelehrte und

Künstler des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auch in den dürftigsten Wiedergaben und Nachbildungen, kraft beflügelter Phantasie, die Schönheit griechischer Originale zu schauen vermocht. Aber bei Winckelmann ist das Problem, dem wir hier zum ersten Male begegnen, doch weit verwickelter. Wie oft hat er noch in seinen römischen Jahren, inmitten des reichsten Denkmälerschatzes der Welt, in Werturteilen wie in Stilkritik geirrt, Mittelmäßiges in den Himmel erhoben, Meisterwerke kaum beachtet, und doch, dank der tieferen Intuition seines Genius, ein Gesamtbild hellenischer Kunst gewonnen, wie es reiner und erhabener keiner nach ihm geschaut hat. Man darf wohl sagen, daß er es schon damals in Dresden gewonnen hatte. Und die Wirkung seiner ersten Schrift legt davon Zeugnis ab, daß man seine Absicht verstand, „nicht zu schreiben, was schon geschrieben ist, ferner etwas zu machen, . . . was einem Original ähnlich werden möchte“ (zitiert von Justi I 416). Es ist der erste Lobgesang Winckelmanns auf die erhabene Vollendung hellenischer Kunst, ja des Hellenentums überhaupt; unkritisch, einseitig, ungerecht in seiner Verachtung des Barocks, achtlos gegenüber mannigfacher Schönheit, aber von dem hinreißenden Schwung eines großen Glaubens und einer tiefen Liebe getragen, daher weniger als seine „Reformationsthesen“ zu werten, denn als eine großartige prophetische Vision. Zugleich aber ist hier schon jene Erkenntnis lebendiger genetischer Entwicklung dargelegt, die Winckelmann zum Begründer der Kunstgeschichte machen sollte. Und endlich besitzt er damals bereits eine Meisterschaft deutscher Sprache, wie sie unendlich schwer zu erringen war in einem ganz lateinisch und französisch beherrschten, die Muttersprache verachtenden Zeitalter. Auch hierin stellte er die höchsten Forderungen an sich selbst, obwohl er sich bewußt war, daß erst die Nachwelt seine Schreibweise würdigen möchte: die „erleuchtende Kürze“, die sorgsame Wahl des treffenden, kraftvollen Ausdrucks, den klaren, edlen Aufbau der Sätze. Dies alles war kein leichtes Geschenk des Genius, sondern Preis angespannter Arbeit. Noch 1765 schreibt er: „Ich arbeite meine eigenen Einfälle aus, und ich würde nicht halb so viel machen, wenn ich verbunden wäre, es zu thun, oder für Andere beschäftigt wäre. Ich habe

beständig Aufsätze gemacht, um die Kraft zu denken zu üben, ohne jemals gedruckt zu seyn gewünscht zu haben" (Justi I 454).

Der Erfolg der „Gedanken über die Nachahmung" war ein unmittelbarer und großer. Der Verfasser war mit einem Schlage ein berühmter Mann. Dieses Schriftchen, in dem nach Herders Worten (Justi I 443) „die ganze Knospe von Winckelmanns Seele" lag, hat ihn aus Enge und Unsicherheit befreit, ihm den erschnittenen Weg nach Italien gebahnt — freilich um einen hohen Preis.

Denn — sonderbar genug — der Mann, der einst dem Unbekannten die Türen der Galerie geöffnet, dann bei der Drucklegung seines Hymnus auf die heidnische Antike hilfreich Pate gestanden, die Widmung an den König vermittelt hatte, war — Augusts III. Beichtvater, Pater Leo Rauch. Und dieser hatte wohl auch Anteil an den Beziehungen, die sich zwischen seinem Schützling und dem Nuntius Grafen Archinto, dem späteren Kardinal, knüpften. Sie sollten im Sommer 1754 zum Übertritt Winckelmanns führen, der einzigen großen Lüge im Leben dieses aufrechten und aufrichtigen Mannes. Denn so wenig er jemals eifriger Protestant oder gar Theologe gewesen war, so wenig zog es ihn zur katholischen Kirche. Gerade ihm mußte die Heuchelei eines solchen Religionswechsels schwer genug fallen. Erst nach anderthalb Jahren innerer Kämpfe hat er sich unter das Joch gebeugt, hinter dem ihm die klugen Verführer die gelobte Stadt zeigten: Rom mit allen Erleichterungen zur Durchführung seiner Pläne, einem Amt an der Bibliothek des Kardinals Passionei, freiem Zutritt zu allen Sammlungen, vertrautem Verkehr mit allen Großen, später vielleicht gar persönlicher Huld des Papstes, wenn etwa sein Bekehrer Archinto, der zum Höchsten berufen schien, den Stuhl Petri bestieg. Wer — mit Recht — Winckelmann tadelt, daß er den Lockungen erlag (Segelfen, J. J. W. 149 ff.), sollte auch bedenken, wie stark sie gerade auf ihn wirken mußten: Freiheit, nach der er sich sein Leben lang gesehnt hatte, Freiheit in Rom, wonach sein Sinnen und Trachten seit Jahren stand: es ist ihm ähnlich ergangen wie Heinrich IV. von Frankreich.

Der schwere Schritt hatte keine peinlichen Folgen. Der Graf von Bünau ließ seinen Schützling weltmännisch gelassen, wenn auch

mit innerer Mißbilligung, gewähren und nach Dresden fahren. Von seinen alten Freunden scheint Winckelmann keinen durch den Übertritt verloren zu haben (anders Segelken a. a. O.), der ihm einflußreiche neue Gönner bei Hofe verschaffte, vor allem den Kurprinzen Friedrich Christian und dessen bedeutende Gemahlin Maria Antonia, den Oberhofmeister Grafen Wackerbarth und den Leibarzt Bianconi. Mit einem Schlage wurde er in eine ganz neue soziale Sphäre versetzt. Als endlich der König die Widmung seiner Schrift freundlich entgegennahm und bemerkte: „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen,“ da war sein Schicksal entschieden. Mit einer Pension Augusts III. zieht er am 24. September 1755 südwärts. Er verläßt auf immer Heimat und Vaterland, ohne dies damals schmerzlich zu empfinden. Denn er hatte sich selbst gefunden.

Justi kennzeichnet sehr fein das Wunder der „Verjüngungsfähigkeit, sich nach einer in greisenhafter Gelehrsamkeit verlorenen Jugend zu Werken von solcher Jugendfrische und Wärme aufzuraffen,“ nach fast vier Jahrzehnten des Ringens mit bitterer Not und verständnisloser Enge voll Spannkraft und Zuversicht ein ganz neues Leben zu beginnen (I 472). Aber jene Jahrzehnte waren doch keineswegs verloren; nicht nur hatte er eine umfassende gelehrte Grundlage erworben, sondern auch völlige innere Reife und eine damals einzigartige Sicherheit des Stils. An der oben angeführten Stelle sagt Herder mit Recht: „Was Winckelmann in Rom sehen sollte und wollte, trug er schon in sich.“

Freilich, gerade ihn mußten die ersten Eindrücke der ewigen Stadt, die er am 18. November 1755 betrat, geradezu überwältigen. Milde, sonnige Luft, Romantik der Ruinen, Überfülle altbekannter und täglich neu zufließender Altertümer, das Volk mit seiner südlichen Schönheit und dem Wohlklang seiner Sprache, das eigenartige staatliche, soziale, religiöse Leben der Residenz Benedikts XIV.: eine ganz neue Welt tat sich dem Fremden auf. Und als wolle das Glück ihn für so viele schwere Jahre nun mit eiligen, vollen Händen entschädigen, fand er in dieser Welt alsbald seinen festen Platz. Er bezieht im Künstlerquartier am Pincio eine Wohnung, dem Maler Anton Rafael Mengs gegenüber, dessen Freundschaft für ihn fast

ebenso wertvoll und fruchtbar werden sollte wie die Desers in Dresden. Der Kardinal Archinto heisst ihn freundlich willkommen, will ihn zum Bibliothekar des Kardinals Passionei machen. Aber Winckelmann wahrt die langersehnte Freiheit, die ihm endlich sein sächsisches Stipendium gewährt, frei genießt er die Herrlichkeiten Roms, vor allem die wunderbaren Villen und Gärten mit ihren ungeahnten Schätzen antiker Skulpturen. Durch den ständigen geistigen Austausch mit Mengs, der sich seit Jahren mit Kunsttheorien beschäftigte, wurde Winckelmann zur Formulierung wie zur Veröffentlichung seiner eigenen Gedanken auf dem Gebiete der Kunst angeregt. Was er dabei gab und empfing, haben Hermann Thiersch (a. a. O. 12 ff.) und Kurt Gerstenberg (J. J. W. und A. N. Mengs 11 ff.) scharfsinnig dargetan. Da die beiden sonderbarerweise Gespräche und Briefwechsel stets auf italienisch führten, wurde Winckelmann sehr bald dieser Sprache mächtig. Es treibt und keimt in ihm. Der Plan eines großen Werkes „vom Geschmack der griechischen Künstler“, das er mit Mengs gemeinsam abfassen will, als „kleiner Vorläufer“ dazu die Beschreibung der Statuen im Belvedere, ja sogar der erste Gedanke an den „Versuch einer Geschichte der Kunst“: Alles dies stammt schon aus dem Frühjahr und Sommer 1756 und zieht sich dann durch die nächsten Jahre hin. Der erste Entwurf zu jener Beschreibung des Belvedere (den Justi in der Societ  Colombaria in Florenz entdeckt, aber leider nicht veröffentlicht hat) entstand wohl schon in den ersten römischen Wochen; freilich war er noch wesentlich unselbständig, zum großen Teil völlig von Mengs beeinflusst (Justi II 41, 45 ff.). Indessen äußert sich schon hier jene „kontemplative Versenkung“ (Thiersch, a. a. O. 20), die Winckelmann vor den höchsten Kunstwerken überkam: „Diese Arbeit erfordert, daß ich mich von neuem dem einsamsten Nachdenken überlasse und der Gesellschaft entziehen muß. Die Beschreibung des Apollo erfordert den höchsten Stil: eine Erhebung über alles, was menschlich ist.“ Desgleichen wendet er damals bereits die ihm eigentümliche, vor ihm so gut wie unbekannte historische und vergleichende kunstgeschichtliche Betrachtungsweise an. Sie führt ihn auch zu dem Wunsche, die Zeit der Statuen „durch

Vergleichung der Herculianischen womöglich zu bestimmen". Und stilistisch waren große Teile jenes ersten Entwurfes schon so vollendet, daß ihr Verfasser sie später unverändert in die Kunstgeschichte aufnahm.

Die großen neuen Pläne führten auch alsbald zu wiederholter, vertiefter Beschäftigung mit den antiken Quellen, den Kunstschriftstellern Pausanias und Plinius, vor allem aber mit Plato, dessen Lehre von der Einheit körperlicher und seelischer Schönheit, von der Idee des Schönen so ganz der tiefsten Überzeugung Winckelmanns entsprach. Aber wie er neben Plato die trockenen Kompilatoren nicht vernachlässigte, so hat ihn die hymnische Begeisterung für die Meisterwerke antiker Plastik („pindarisch" nennt sie Herder) nicht blind gemacht gegenüber ihren modernen Ergänzungen und Entstellungen. Eine besondere Abhandlung darüber hat er aufs Sorgfältigste vorbereitet, aber schließlich nicht veröffentlicht (Justi II 82 ff.). Die erhaltenen Vorarbeiten zeugen von der gewissenhaften Akribie eines philologisch geschulten Forschers.

So ist ihm das erste römische Jahr in schönster Freiheit, zugleich in edler Freundschaft vergangen. Unvergleichlich hat Goethe das Glück dieses Daseins geschildert, die Fülle, aus der er sofort als reifer Meister, nicht als zögernder Jüngling schöpfte. Alles was die folgenden Jahre brachten, war nur Ausgestaltung der Gedanken, die ihm zuströmten „in diesem blütenreichen Frühling seines neuen, zweiten Lebens" (Justi II 100).

Es sollten fast rein römische Jahre werden. Die Reisen nach Neapel und Florenz, von denen unten die Rede ist, bildeten nur kurze Episoden. Rom blieb ihm beherrschender Mittelpunkt des Daseins, wie so vielen Deutschen nach ihm. Aber gar wenige sind so tief in das echte römische Leben eingedrungen. Schon im Jahre 1756 tritt er dem Kardinal Passionei näher, dem Bibliothekar der Vaticana und Besitzer der wertvollsten Privatabibliothek Italiens; im Sommer 1757 ist er sein Gast auf dem Sommersitz bei Frascati, vertrauter Freund eines der mächtigsten Kirchenfürsten. Archinto, unterdes zum Staatssekretär ernannt, bietet ihm eine schöne Wohnung im Palaste der Cancelleria an, ein fürstliches Logis für den

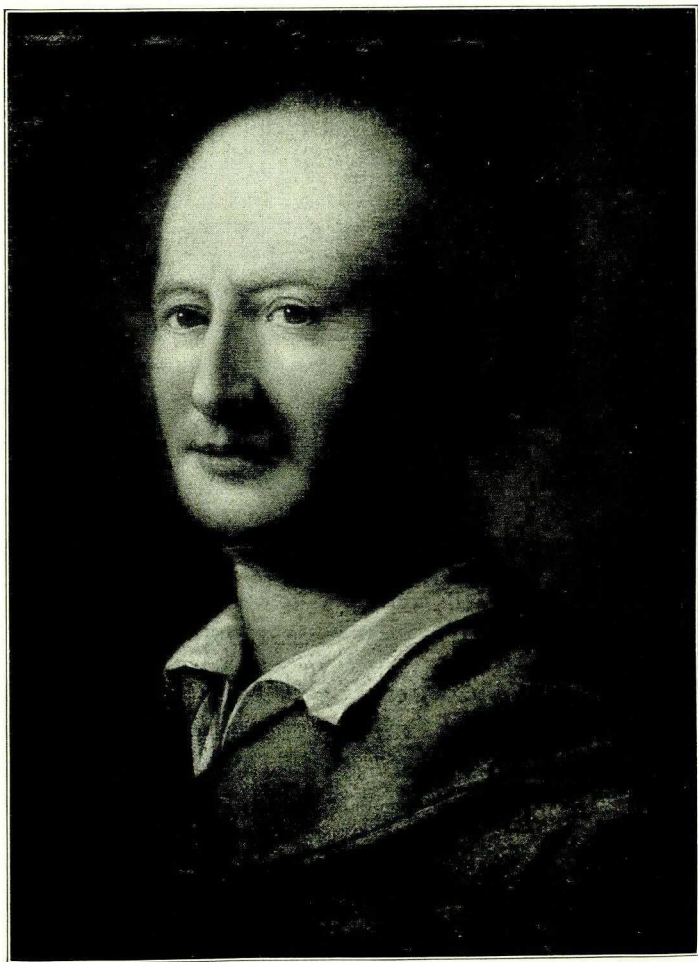
an ärmlichste Enge Gewöhnten. Immer größer wird der Kreis seiner vornehmen Freunde. Sein Nachbar im Palazzo Farnese, der Gesandte des Königs von Neapel, sucht selbst die Bekanntschaft des deutschen Gelehrten und „nennt ihn seinen Freund“. Bald spielt er eine Rolle auf den gelehrten Konversationen, die ein besonderer Zug der aristokratischen Gesellschaft Roms bleiben sollten — das Haus der Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli war noch bis zum Weltkriege das letzte Beispiel dafür. Es kam ihm zugute, daß er sich schon in den sächsischen Jahren zu einem sicheren, gewandten Auftreten erzogen hatte, wie überhaupt von der Dürftigkeit seiner Herkunft nichts Kleinliches, Gedrücktes an ihm haftete (sein darüber A. Köster, Zeitschr. f. bild. Kunst 29, 1918, 75 ff.). Seit dem Herbst 1757 erscheint Winckelmann auch als Abate gekleidet; es war die römische Hoftracht, die weder Weißen noch sonstige Pflichten auferlegte. Sogar dem Papste war er schon Anfang 1756 vorgestellt und mit schmeichelhafter Huld empfangen worden.

Sein bedeutsamster Erfolg war jedoch die Beziehung zum Kardinal Alexander Albani, dem ihn der gleich zu erwähnende Herr von Stosch empfohlen hatte. Nach dem plötzlichen Tod seines Patrons Archinto (im Oktober 1758) bot ihm Albani an, in seine Dienste zu treten. Damit hatte Winckelmanns Schicksal die denkbar glücklichste Lösung gefunden. Er sollte zunächst bloß die vom Papste Clemens XI. Albani, dem Onkel des Kardinals Alexander, geschaffene Bibliothek leiten; daraus wurde alsbald eine einzigartige Vertrauensstellung bei dem außergewöhnlich gelehrten Neffen, der, seit Jahrzehnten das anerkannte Haupt der römischen Forscher und Liebhaber, seinen großen Reichtum und seine Liebe zum Altertum der herrlichen Aufgabe widmete, die neue Villa vor Porta Salara zu einer lebendigen Wiedergeburt antiker Kunst zu gestalten. Man könnte, im ganz kleinen natürlich, an das perikleische Athen denken, wenn man die Bau- und Sammeltätigkeit des Kardinals betrachtet und Plutarchs Schilderung des Verhältnisses zwischen Perikles und Phidias mit Winckelmanns Ausrufe vergleicht: „Es sollte scheinen, er baue für mich, er kaufte Statuen für mich, denn es geschieht nichts, was ich nicht billige“ (Justi II 360). Ein hohes Glück für

einen Mann seines Sinnes! Er hat es bis zu seinem eigenen Tode bewahrt.

Freilich, im Palaste an den Quattro Fontane hatte er bescheidene Zimmer, mußte sich selber „Magd, Diener, Schreiber und Voté“ sein. Von der signorilen Wohnung in der Cancelleria war eben so wenig mehr die Rede wie von der vollen Freiheit jener Zeit. Die Freundschaft eines hohen Gönners bringt mancherlei Zwang; so gütig und verständnisvoll ihn der sonst oft herrische, jähzornige Kardinal behandelte, so beglückt er darüber schreibt, hasteten doch allerhand Züge des Hofdienstes an ihrem Verhältnis, um so mehr, als der alte Herr seit 1760 fast völlig erblindet war, seinen Ratgeber in allen Fragen der Kunst daher immer weniger entbehren konnte — auch nicht bei den geselligen Lustbarkeiten seines kleinen Hofes in Rom oder in den Villen von Castel Gandolfo und Porto d’Anzio, an denen der schwerblütige Altmärker weniger Gefallen fand. Drum ließ ihn sein rücksichtsvoller Herr auch öfter allein in einer dieser Villen friedliche Wochen verleben. Und gar vieles in dem reich bewegten Dasein Albani war auch für jenen wertvoll und anregend. Dabei konnte er auch Mengs fördern: dieser, der schon seit 1752 Beziehungen zum Hause Albani hatte, zog im Sommer 1760 mit seiner ganzen Familie in die Villa Albani ein, um in der Galerie als Deckengemälde den Parnass zu malen (Gerstenberg, a. a. O. 15 ff., 19 f.). Die beiden Freunde schlossen sich damals noch enger aneinander, die schöne Frau Margarita Mengs, die einzige Frau, die später eine flüchtige Leidenschaft in Winckelmann erwecken sollte, war die Dritte im Bunde. Erst als Mengs im Herbst 1761 Karl III. nach Madrid folgte, lockerte sich die Freundschaft allmählich, um schließlich ganz zu zerbrechen, nachdem Winckelmann gutgläubig eine Fälschung Mengsens als antikes Gemälde mit höchstem Lobe in der Kunstgeschichte veröffentlicht hatte und dann der Mystifikation gewahr wurde.

Zu allem Reichtum, den Rom ihm bot, kamen die künstlerisch wie menschlich kaum weniger fruchtbaren Reisen. Zunächst Neapel und die vom Vesuv verschütteten Stätten. Es war ja ein Hauptzweck von Winckelmanns Entsendung nach Italien, daß er an den



Johann Joachim Winckelmann

Kurprinzen nach Dresden über die herculanischen Entdeckungen berichten sollte, die, vom Neapler Hof sorgsam verborgen gehalten, Europa in geheimnisvolle Aufregung versetzten. Mittellofigkeit zwang ihn zu wiederholtem Aufschieben der kostspieligen Fahrt. Erst im Frühling 1758 macht er sich auf den Weg, mit den denkbar wirksamsten Empfehlungen versehen, voll großer Hoffnungen. Aber Neapel betäubt ihn mehr, als es ihn entzückt, bei Hofe wird er höflich aufgenommen, aber durch allerhand Intriguen von vertraulicher Aussprache mit der Königin, der Tochter Augusts III., und dem König abgehalten. Er darf das Museum von Portici zwar besuchen, aber weder Zeichnungen noch Notizen machen (solches soll auch noch sehr viel später in manchen italienischen Museen Vorschrift gewesen sein!). Solch' eifersüchtige Aufsicht hat ihn wohl gehindert, die neugefundenen Herrlichkeiten frei zu genießen, sich in sie wie in die römischen zu vertiefen. Man merkt das seinen Schriften über die Herculanensia nur zu sehr an. Immerhin bereichern diese Schätze neuer Anschauung sein Wissen. Er knüpfte in Neapel, Portici, Capo di Monte zu den bedeutendsten Gelehrten und Hofleuten gute Beziehungen an; im Verlaufe zweier weiterer Reisen nach Neapel lernte er auch Land und Leute lieb gewinnen. Das erste Mal (im Januar 1762) begleitete er den jungen Grafen Heinrich von Brühl, den Sohn des berühmten Ministers, und besuchte die eben begonnenen Ausgrabungen in Pompeji, sowie die ihm bisher unzugänglichen Magazine des Schlosses von Portici. Durch das bald darauf erschienene „Sendschreiben von den herculanischen Entdeckungen an den Reichsgrafen von Brühl“ verdarb er es freilich mit den meisten seiner Neapler Gönner; statt im Herbst desselben Jahres, wie er es plante, wiederzukehren, mußte er die dritte Reise nach Campanien bis zum Frühling 1764 verschieben. Sie war in Anbetracht des Zornes mächtiger Herren über das Sendschreiben ein Wagnis, das übel hätte enden können, aber zum Glück dem „Verräther“ nur Portici und seine Kunstschätze verschloß und ihm eine ungesalzene Streitschrift, ein Pasquill, wie man es damals nannte, eintrug; es hat seinem Ruhme nur Vorschub geleistet.

Das stärkste Erlebnis war indessen, schon auf der ersten Reise,

ein Ausflug nach dem kürzlich erst wieder entdeckten Paestum, Winckelmanns erste und einzige Begegnung mit griechischer Architektur. Die wunderbaren Tempelruinen in ihrer feierlichen Einöde bleiben ihm „das Erstaunendste und Liebste... das was mir das Ehrwürdigste aus dem ganzen Alterthum ist“ (Justi II 257). Sie erwecken aufs neue die nie gestillte Sehnsucht nach einer Hellasfahrt, sowie den Plan, zu Fuß Großgriechenland zu durchwandern und in dem damals fast völlig unbekannten Lande nach ähnlichen Tempeln zu suchen. Aber die Schwierigkeiten und Gefahren waren zu groß, der Erfolg schien nach den Berichten eines Augenzeugen, Lord Brudenell, zu gering. So bleibt Paestum allein Winckelmanns Vorstellung von griechischen Landen — wahrlich keine unzureichende!

Ganz anders stand es um die Reise nach Florenz. Vorbereitet wurde sie durch einen von der Wissenschaft zur Freundschaft führenden Briefwechsel mit dem berühmten Sammler und Gelehrten Freiherrn Philipp von Stosch, der seit Jahrzehnten in Italien, zuerst in Rom, dann in Florenz gelebt hatte. Durch die Empfehlung an den Kardinal Albani hatte er Winckelmanns Leben ebenso entscheidend wie wohlthätig beeinflusst. Als dann der alte Herr am 6. November 1757 verschied, lud sein Neffe und Erbe, dem Wunsche des Sterbenden gemäß, den Landsmann auf sechs Monate nach Florenz ein, damit er einen „Catalogue raisonné“ der weltbekannten Gemmensammlung des Oheims verfasse. So lernte jener in der angenehmsten Weise die herrliche Stadt am Arno kennen, die ihn alsbald entzückte. Zu der rasch erwachsenen Freundschaft mit Wilhelm von Stosch gesellten sich Beziehungen zu florentiner Gelehrten. Die damals in voller Blüte stehende etruscheria, die Begeisterung für etruskische Altertümer, erfaßte ihn zwar nicht; aber er interessiert sich lebhaft für das räthselhafte Volk, plant eine Reise durch das ganze toskanische Land, um Stadtruinen und Gräber kennen zu lernen, vor allem aber Lokalmuseen wie das der etruskischen Akademie zu Cortona. In erster Linie jedoch steht ihm naturgemäß die „königliche“ Stoschische Dactyliotheek, deren Katalog von 3444 Nummern eine gewaltige Arbeit bedeutete, aber zugleich eine ungeheure Erweiterung seines Wissens, seiner Kennerchaft, um so

mehr als 28 000 wohlgeordnete Abdrücke die Sammlung der Originale ergänzten. Diese Arbeit war in Winckelmanns Plänen nicht vorgesehen; durch eine günstige Gelegenheit ihm zugeschoben, eröffnete sie ihm zugleich ein neues Gebiet der antiken Kunst und die denkbar reichste Möglichkeit, sich im Auslegen der Denkmäler zu üben. Die vortreffliche Bibliothek des alten Barons bot dazu das beste Hilfsmittel, vor allem aber sein ausführlicher Katalog der Gemmen, dessen gelehrte Deutungen und Exkurse Winckelmann wohl zum großen Teil übernommen, aber in anderthalbjähriger, rastloser Arbeit, zuerst in Florenz, dann in Rom, ausgebaut und ergänzt hat. Sogar eine Schwäche der Augen hat er sich dabei zugezogen. Er mußte künftig beim Lesen eine Brille tragen. Unterdessen wartete Wilhelm von Stosch geduldig auf den immer wieder verzögerten Abschluß des Werkes, und Winckelmanns neuer Patron, der Kardinal Albani, erließ ihm neun Monate lang jede andere Verpflichtung; ja er half selbst nicht selten bei den Deutungen mit. So entstand die *Description du cabinet de feu M. le Baron de Stosch, Florencee 1760*; den französischen Text verbesserte ein alter Freund des Barons, Joannan de St. Laurent; auch Abschnitte über Vasen und Schiffe hat er beigezeichnet. So ist dieses am strengsten antiquarische Werk Winckelmanns fast zum wenigsten sein alleiniges Eigentum. Es fehlt darin keineswegs an Irrthümern, auch der Stil ist etwas dürftig. Aber dennoch bildet es die Grundlage für alle späteren Bücher dieser Art. Und wenn Friedrich der Große die Stoschische Sammlung kaufte und damit den Grund zum Berliner Antiquarium legte, so verdanken wir das gewiß Winckelmanns Beschreibung. Zugleich aber fielen bei der großen Arbeit eine Reihe kleinerer Aufsätze ab, die in Chr. F. Weiße's Bibliothek der schönen Wissenschaften (1759 ff.) erschienen: Erinnerung über die Betrachtung der alten Kunst; Von der Grazie in Werken der Kunst; Beschreibung des Torso im Belvedere in Rom; Nachricht vom Stoschischen Museum in Florenz; Anmerkungen über die Baukunst der alten Tempel zu Girginti in Sizilien. Leider ist es bei diesen wenigen geblieben; sie gehören zu Winckelmanns ansprechendsten Schriften, enthalten auch in nuce seine Kunsttheorie, die Einteilung in „Erfindung, Schönheit der

Form, Grazie, Ausarbeitung", die Deutung der Schönheit als Mannigfaltigkeit im Einfachen, der Grazie als des vernünftig Gefälligen. Mit Recht hat Hermann Uhde-Bernays einige dieser Aufsätze in seine Auswahl aufgenommen.

Kehren wir nach Rom zurück, in den Palast und die Villen des Kardinals Albani. „Ich bin“, schreibt Winckelmann (bei Justi II 395) ... „in gewissem Maße Herr von meinem Herrn und von dessen Lustschlössern, wohin ich gehe, wenn und mit wem ich will ... In allen ist eine Reihe von Zimmern für mich.“ Er lernt an der Seite seines Patrons die elegante Welt nicht weniger kennen als die gelehrte, hält aber dennoch an der ihm gemäßen Lebensweise fest. Inmitten der „rasenden Villegiatur“ des Juli 1764 schreibt er: „Ich habe in dem großen Getöse Nachrichten von den neuesten herculanensischen Entdeckungen aufgesetzt ... ich lebe beständig nach einerlei Weise, so daß ich allezeit vor der Sonne schon auf dem platten Dache des Palastes den Anbruch der Morgenröte betrachte“ (Thiersch, a. a. O. 32). Das tat er, auch wenn er in rauschender Gesellschaft bis tief in die Nacht gezechet hatte; denn er liebte guten Wein, und man konnte ihm kein lieberes Geschenk machen (Justi II 186, 274, 397 f., III 312).

Die unermüdliche Bautätigkeit des Kardinals, die Erinnerung an Paestum, Berichte über sizilische Tempel, vor allem aber die unerschöpflichen Ruinenfelder Roms lenkten in jenen Jahren Winckelmanns Aufmerksamkeit immer stärker auf die antike Architektur. Er untersuchte die Wasserleitungen, „indem ich in allen Löchern herumkroch und mich ganz ausgezogen hatte, um desto besser herumklettern zu können“. In Ostia grub er ein großes Basrelief aus und kam bei der Untersuchung einer vom Meer überfluteten Grotte beinahe ums Leben (Justi II 403, III 22). Er sammelte Architekturzeichnungen der Renaissance, schöpfte aus den Miniaturen der vatikanischen Vergilhandschrift Beobachtungen über architektonische Einzelheiten. So entstanden ungesucht die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten“ (Dresden 1761), die auch in Wahrheit nicht mehr sind, als der Titel besagt. Dennoch brachten sie damals des Neuen und Wertvollen gar viel und wurden besonders in Deutsch-

land begeistert aufgenommen, auch deshalb, weil der „Landsmann in der Fremde noch fortfuhr, deutsch und so gutes Deutsch zu schreiben“ (Justi II 407). Es war nur natürlich, daß er nach dem ungeheuren Eindruck von Paestum für die Baukunst die Leitsätze aufstellte: „also Einfach; denn wenn die Zierde sich mit Einfach gesellt, entsteht Schönheit ... je größer ein Gebäude von Anlage ist, desto weniger erfordert es Zieraten“; und daß er den Denkmälern römischer Kaiserzeit geringes Verständnis entgegenbrachte.

In stärkstem Gegensatz zu dieser aus Miszellaneen erwachsenen Schrift steht Winckelmanns „Geschichte der Kunst des Alterthums“. Wir haben den Plan schon zu Beginn seines römischen Aufenthaltes auftauchen sehen. Vor den Reisen nach Neapel und Florenz war der erste Entwurf fertig, viermal mindestens ist er von Grund auf umgearbeitet worden. Den ersten Teil des Manuskriptes hat der Verfasser im Herbst 1759 vom Verleger wieder zurückgezogen; eine neue Fassung schickte er Ende 1761 nach Dresden, sie erscheint der Kriegswirren wegen erst vor Weihnachten 1763. Alsbald erwägt er eine neue, bedeutend erweiterte Ausgabe. 1765 erscheint eine französische Übersetzung, 1766 die Zusätze und Verbesserungen in einem besonderen Bande; eine englische und eine neugestaltete französische Ausgabe plant Winckelmann noch gegen Ende seines Lebens. Die Vorarbeiten dazu sind in der postumen Wiener Ausgabe von 1776 verwertet. Schon 1762 schreibt er: „Wie oft habe ich die Geschichte der Kunst abgeschrieben, und wieviel Stöße von den ersten Entwürfen!“ (Justi III 83). Es war sein Lebenswerk, das ihn bis zu seinem Tode begleitete, mit ihm wuchs und sich veränderte oder ergänzte, der reifste und vollste Ausdruck seines Genius und zugleich des durch ihn der neuen Zeit verkündeten hellenischen Geistes, seine originalste Schöpfung und sein stärkster Anspruch auf Unsterblichkeit. Ungeheure Vorarbeiten waren dazu vonnöten. Er wollte damit beginnen, „alle alten Griechen von neuem völlig durchzulesen“, ja sogar alle einschlägigen Stellen nach den Handschriften der Vaticana neu zu vergleichen; „und alsdann werde ich etwa ein Bändchen von einem Finger dick schreiben“ (Justi III 106 f.). Vieles ward in jenen

Anfangsstadien auch schon ausgeführt, besonders die allgemeinen Grundsätze; mehrere damals geplante, aber niemals vollendete Schriften gingen schließlich in der Kunstgeschichte auf, nicht minder eine große Zahl von Beschreibungen römischer Kunstwerke. Eine Fülle von wertvollen — bisweilen auch von irrigen — Einzelbeobachtungen bildeten die Vorbereitung; nicht selten diente eine ausführliche Abhandlung nur als Stoff für einen Satz. Das Werk sollte vollkommen werden, im Inhalt wie auch in der aufs sorgsamste durchdachten und gefeiltern Form. Ebenso wenig wie mit Zeit und Kraft geizte der immer noch Unbemittelte mit Geld. Er, dem schöne, ja kostbare Ausstattung seiner Schriften stets am Herzen lag, konnte sich hier gar nicht genug tun. Die Herstellung der Zeichnungen und Kupfer verschlang alle seine Ersparnisse — er zögerte nie, sie seinem „Erbteil“, wie er die Kunstgeschichte nannte, zu opfern.

Das Werk zerfällt in zwei Teile: der erste stellt ein systematisches Lehrgebäude dar, eine „Untersuchung der Kunst nach dem Wesen derselben“ (wobei er griechische Kunst als die allgemein gültige, schlecht hin kanonische ansieht); der zweite eine historische Darstellung des gesamten Altertums, die wesentlich mangelhafter ausfallen mußte, schon weil große Gebiete, wie Ägypten und der Orient, damals noch völlig unbekannt waren. Selbst geniale Ahnungen, wie die über Stein- und Kupferzeit, über die „Unveränderlichkeit“ ägyptischer Kunst, die griechische Herkunft der sogenannten etruskischen Vasen (Justi III 86, 135 ff., 418 ff.), können jene riesigen Lücken der Erkenntnis nicht überbrücken. Daß auch auf festerem Boden ihm viele Irrtümer mit unterlaufen mußten, war unvermeidlich. Dem Wert des Ganzen tun sie geringen Abbruch. Aber bei weitem das Wichtigste bleibt ohne Zweifel der systematische Teil. Von ihm kann man die klassische Archäologie wie die neuere Kunstwissenschaft ableiten. Albert Köster hat (a. a. O. 81 f.) vortrefflich dargelegt, daß nicht die einzelnen Ideen besonders originell sind; „sein eigen aber ist die leidenschaftliche Zusammenfassung dieser zerstreuten Einfälle, die Folgerung, die er daraus zog, und der Eifer, mit dem er solche Kunstbetrachtungen an das Leben anknüpfte ... Winckelmanns

Worte klingen stets wie erste Äußerungen, die über ein Problem laut werden; sie sind immer voll Anschauung; nichts Abgegriffenes ist in ihnen.“ Dazu kam, eigenartig und zu jener Zeit überraschend, die Verbindung ästhetischer und historischer Betrachtungsweise. In beiden hat er neue Bahnen gewiesen. Gegenüber der in Frankreich und Italien allgemein geübten deduktiv-spekulativen Ästhetik führt er eine induktiv-empirische ein, leitet zum ersten Male die Kunst eines Volkes von Klima, Bodenbeschaffenheit, Rasse, Sitten, Verfassung ab (Köster, a. a. O. 76 ff.). Auch sprachlich hat er in der Kunstgeschichte ein unübertroffenes Vorbild dafür geschaffen, wie eine tiefe wissenschaftliche Überzeugung mit Feuer und Weihe, mit „einer großartigen Ruhe in der Begeisterung“ (Schlegel bei Justi III 243) vorzutragen sei. Seine Meisterschaft im wuchtigen, vollklingenden, und doch eindringlich klaren Sakbau ist um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß ihm keine Vorbilder zu Gebote standen, ja daß er seit Jahren nur selten mehr deutsch zu sprechen Gelegenheit fand. Er hat Klopstock nicht gekannt, Lessings Laokoon, den sein Werk stark beeinflusste, erst später gelesen und wenn auch zögernd gewürdigt (Justi III 249 ff.).

Die Kunstgeschichte machte Winckelmann in ganz Europa rühmlich bekannt. Nicht nur in Rom war nun sein Ansehen endgültig befestigt. Auch alles, was an vornehmen und gelehrten Ausländern die ewige Stadt besuchte, bemühte sich, ihn kennen zu lernen, wosöglich sich von ihm führen zu lassen. Das ist ihm natürlich oft lästig gewesen, er hat sich gegen Zudringliche immer wieder wehren müssen; aber es ergab sich dabei auch manches Wertvolle: Beziehungen zu interessanten Persönlichkeiten wie Jonathan Swift oder Angelica Kauffmann, deren Bildnis Winckelmanns vielleicht das getreueste ist; zu fürstlichen Gönnern wie dem Prinzen Georg August von Mecklenburg-Strelitz, dem Erbprinzen von Braunschweig und dem kunstsinigen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, dem er auch freundschaftlich nahe trat (vgl. Mitteld. Lebensb. IV 155); zu jungen Schweizern, Balten, Preußen wie Füssli, Friedrich Reinhold von Berg, Graf Schlabrendorf, mit denen ihn auch nach ihrer Abreise innige Freundschaft verband, denen eine Reihe seiner schön-

sten Briefe gilt. Die „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst“ (Leipzig 1763) ist von Berg zu Liebe geschrieben und ihm gewidmet (vgl. Erich Aron, Die deutsche Erweckung des Griechentums durch Winckelmann und Herder 20 f.).

Diese vielseitigen Beziehungen bereicherten sein Leben nur noch mehr. Im Frühjahr 1763 kam zu der unverminderten Gönnerschaft des Kardinals Albani eine weitere feste Lebensgrundlage: Winckelmann wurde zum Kommissar der römischen Altertümer, zum Romanarum Antiquitatum Praeses, ernannt. Das Amt brachte ihm wenig Arbeit, ein kleines Gehalt, vor allem aber eine angesehenere, anerkannte Stellung am päpstlichen Hofe. War doch kein Geringerer als Raffael einer der ersten und von allen der hervorragendste seiner Vorgänger gewesen.

Man sollte meinen, daß Winckelmann niemals daran gedacht hätte, ein Dasein aufzugeben, das wie für ihn geschaffen schien. „Ich habe mehr erlangt als ich verdiente, und als ich im Traume mir bilden können.“ „Die Freiheit, die ich genieße, ist uneingeschränkt, und niemand fragt mich, was ich mache.“ „Ich bringe alle Tage eine halbe Stunde zu, ohne zu arbeiten, und dieses ist des Morgens, wo ich meinem Glück nachdenke. Bei dieser Betrachtung singe ich Lieder aus dem lutherischen Gesangbuch, wie mir dieselben einfallen, und in diesem Augenblick bin ich vergnügter als der große Mogul!“ (Thiersch, a. a. O. 30, 36). Dennoch zieht sich durch seine römischen Jahre eine Kette von Verhandlungen mit deutschen Höfen, deren Angebote er mehr als einmal anzunehmen bereit war. 1757 bis 1758 und 1761 handelte es sich um die Leitung des königlichen Münzkabinetts in Dresden; 1761 um das Museum des Landgrafen Friedrich von Hessen in Kassel; 1765 um Bibliothek, Münz- und Altertümer-Kabinett in Berlin. Auf diesen letzten Ruf ist er um so freudiger eingegangen, als er den großen König von ferne schon seit Jahren verehrte, sich ihm zu nähern strebte und mit wachsendem Alter das preussische Vaterlandsgefühl, das er in seiner unglücklichen Jugend abgeleugnet hatte, in steigendem Maße empfand. Daß die Verhandlungen sich zerschlugen, weil Friedrich der Große ihm nur die Hälfte des geforderten Gehaltes bewilligte, war für

Winckelmann damals eine kränkende Enttäuschung, in Wahrheit aber ein großes Glück. Denn gewiß hätte er sich fern von Italien nicht mehr wohl gefühlt. Nun war er endgültig zum Römer geworden.

Das äußerte sich auch in seinen Schriften. Der „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst“, die Ausführung eines alten Dresdener Planes, den er immer wieder vorgenommen, aber nicht vollendet hatte, im ganzen wohl das am wenigsten geglückte seiner Werke, war 1764 noch in deutscher Sprache erschienen. Dann aber ging er zum Italienischen über, einem alten Wunsche des Kardinals Albani und wohl auch eigener innerer Abkehr von Deutschland folgend. Die *Monumenti antichi inediti*, seit Jahren durch umfassende Vorarbeiten, Zeichnungen und Stiche vorbereitet, erschienen endlich im April 1767 im Selbstverlage des Verfassers, zwei stattliche Folianten, 216 Tafeln mit ausführlichem Text, bereichert durch den *Trattato preliminare del disegno e della bellezza*, eine verkürzte Umgestaltung der Kunstgeschichte.

Freudig bewundern wir die gewaltige Arbeitsleistung und die staunenswerte Opferwilligkeit, mit der „ein armer Privatmann leistete, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kräften Ehre machen würde“ (Goethe). Viele Jahrzehnte hindurch hatten sich in Rom unzählige neugefundene, vielfach von ihren Besitzern sorgsam verborgene Kunstwerke angesammelt; Winckelmann, dem alle Türen offen standen, konnte aus einer Überfülle wählen, wie niemand vor oder nach ihm. Man darf es bedauern, daß er bei diesem Werke geflissentlich die rein künstlerischen Gesichtspunkte gegenüber den hermeneutisch-exegetischen, den gelehrten Deutungen der Bildwerke zurücktreten ließ. Darin war er weniger Meister, so weit er auch seine Vorgänger, besonders die Italiener, überragte. Der *Trattato preliminare* paßt darum auch nicht recht zu dem eigentlichen, neu geschaffenen Texte. Die Tafeln sind, trotz aller Opfer, in Zeichnung und Stich keineswegs auf der Höhe des damals Möglichen. So waren die *Monumenti* schon bei ihrem Erscheinen zwar epochemachend, aber doch auch umstritten, vor allem in Deutschland; heute sind sie stärker veraltet als fast das ganze

übrige Werk Winckelmanns. Vieles darin führt geradezu in die Buchgelehrsamkeit seiner Anfänge zurück.

Er stand im fünfzigsten Jahre. Die unausgesezte, angestrengte Arbeit hatte seine einst „herkulische“ Gesundheit vor der Zeit angegriffen. Auf der Höhe seines Ruhmes hält er kurze Zeit inne. Neue freundschaftliche Beziehungen, zu dem englischen Gesandten und Sammler Sir William Hamilton und dem preussischen Diplomaten Freiherrn von Niedeser, locken ihn wieder nach Neapel, wo sich die Machthaber mit ihm ausgesöhnt haben. Eine sizilische Reise soll sich anschließen. Ausgeführt wird nur die Fahrt nach Neapel, von September bis November 1767. Unter Hamiltons Einfluß beschäftigt er sich eingehender als bisher mit den bemalten Vasen. Museen und Ausgrabungen stehen ihm wieder offen; auch ein Ausbruch des Vesuvius fällt gerade in seinen Aufenthalt. An neuen Eindrücken bereichert kehrt er nach Rom zurück. Er beschließt, die Monumenti durch einen dritten Band zu ergänzen, und beginnt unverzüglich mit der Auswahl der Denkmäler; zugleich bereitet er eine neue, erweiterte Ausgabe der Kunstgeschichte vor. Da die ersehnte Fahrt nach Griechenland, eine Ausgrabung in Olympia, immer noch unausführbar bleiben, will er endlich die oft verschobene Reise in die Heimat machen, seine deutschen Freunde wiedersehen. Am 10. April verläßt er Rom, über Venedig, Verona (wo er die letzten Antiken sieht), München geht es bis Regensburg. Da übermannt ihn das seit dem Eintritt in Tirol wachsende Heimweh nach Rom so übermächtig, daß er die Reise abbricht, nach Wien fährt, dort Briefe seines Kardinals an die Kaiserin Maria Theresia und den Fürsten Kaunitz abgibt, die ihn aufs ehrenvollste empfangen. Dann rasch wieder südwärts, der neuen römischen Heimat zu! Er sollte sie nicht mehr wiedersehen. In Triest trifft ihn das Messer eines Raubmörders, dem der Kränkelnde sich im Gasthof während einer Woche des Wartens auf ein Schiff ahnungslos angeschlossen hatte; am 8. Juni 1768 stirbt er unter schauerlichen Umständen, allein, fern von Allen, die ihm nahestanden. Seine Leiche wird in dem allgemeinen Weinhaus verscharrt. Kein Grab, kein Stein wird dem größten Gelehrten seiner Zeit zuteil.

Gewiß ein grausiges Ende — und doch ein Abschluß, kein verfrühtes Abreißen des Lebensfadens durch einen blinden Zufall. Überblicken wir dieses Dasein, so erscheint es überraschend vollendet. Auf die ersten drei Jahrzehnte notvollen Ringens folgt die fruchtbare sächsische Zeit, wie eine vom Schicksal weise bestimmte Vorbereitung für die volle Entfaltung aller Kräfte in den gesegneten römischen Jahren. Was er in Italien erstrebte, war erreicht, die in Dresden oder zu Beginn des römischen Aufenthaltes geplanten Werke hatte er vollendet. Hätte er länger gelebt, so wäre ihm wohl nur ein Abstieg beschieden gewesen: menschlich, da ihm nach dem nahe bevorstehenden Tode des greisen Kardinals Albani kein mächtiger Freund und Gönner, sicher kein jenem ebenbürtiger, zur Seite gestanden hätte; wissenschaftlich, weil er, allem Anschein nach, der Welt geschenkt hatte, was er an Wertvollstem zu geben hatte. Die übermäßige Anspannung des letzten Jahrzehnts mußte sich rächen. Seine Körperkräfte begannen nachzulassen, er litt des öfteren an Schwindel. In wachsendem Maße bedrängten ihn seit dem Sommer 1767 Todesgedanken. Das bekannte, kurz vor Winkelmanns Tod vollendete Bildnis des Wienerers Anton Maron trägt im Vergleich zu den älteren von Mengs (1761) und Angelica Kauffmann (1764) unverkennbare Züge des Leidens (vgl. die feinen Bemerkungen von H. Thiersch, a. a. O. 40 ff.). Der plötzliche Abbruch der Reise nach Deutschland war durch das Bewußtsein der Schwäche, durch unheimliche Vorahnungen verursacht. Es trieb den Kränkenden heim — in einen furchtbaren Tod, gewiß; aber daß ihn der Tod so früh dahinraffte, bedeutet, von den entsetzlichen Begleitumständen abgesehen, keinen Mißklang in der Harmonie dieses Lebens. Es stimmte zu dem Hellenischen seines Wesens.

Immer erneutes Staunen weckt dieses Hellenentum; hier „ist zum ersten Male die tief innere Wahlverwandtschaft der deutschen Seele mit griechischem Wesen sinnbildlich sichtbar und fruchtbar geworden“ (E. Aron, a. a. O. 11). Wie konnte dies auf märkischer Erde erwachsen? Weder Blut noch Erziehung haben dabei mitgewirkt, der Geist des achtzehnten Jahrhunderts war dem griechischen so entgegengesetzt wie nur je einer. Es ist wirklich, als wäre eine antike

Seele in dem Stendaler Schustersohn wieder lebendig geworden. Allerdings nicht in der äußeren Erscheinung. Das Bildnis Mengsens ist mehr als alle anderen ins Klassische, Ideale stilisiert, wie Hermann Thiersch (a. a. O. 24 ff.) vortrefflich beobachtet hat. Aber auch hier „blickt das blasse und hagere Gesicht mit den forschenden, unheimlich lebendig dunklen Augen etwas mönchisch, fast asketisch“. In dem oben wiedergegebenen Bildnis trägt das rundliche Gesicht mit hochgewölbter Stirn, fleischiger Nase, vollen Lippen, erst recht nichts Antikisches an sich. Angelica Kauffmann und Anton Maron aber legen auf den gedankenvollen Schriftsteller das entscheidende Gewicht. Von hellenischer Lebensfreude ist da nirgends eine Spur, und jedesmal ahnt man unter dem Kleide einen wenig ansehnlichen Körper. „Er war von mittlerer Größe“, schreibt Füssli (Justi III 310), „ohne sich besonders durch eine wohlgestaltete Figur auszuzeichnen. Seine Gesichtsfarbe war bräunlich, die dunklen Haare fingen 1756 an sich etwas zu lichten. Er hatte eine niedrige Stirn, eine etwas gebogene spitze Nase und kleine schwarze, tief-liegende Augen, die ihm auf den ersten Anblick etwas Düsteres gaben; aber um seinen Mund, obgleich er etwas starke Lippen hatte, schwebte ein anmutiger Zug. Wenn sein Gesicht durch ein anziehendes Gespräch oder durch frohe Laune belebt wurde, so war der Ausdruck desselben angenehm und harmonisch. Er hatte eine zwanglose aber edle Haltung und eine rasche Bewegung.“ Er, der sich so heidnisch ehrfurchtsvoll für jugendliche Manneschönheit begeistern konnte, scheint für seine eigene Erscheinung nie etwas getan zu haben.

Aber in der Lebensweise, im Temperament gleicht er auffallend einem hellenischen Weisen: schlichte Bedürfnislosigkeit, gepaart mit lebhafter Freude an allem Schönen, auch an der Schönheit vornehmen Auftretens, edler Geselligkeit, froher Feste bei gutem Wein; bewußtes Auskosten der ersten Morgenfrühe, des Sonnenaufgangs, der freien Natur, ohne daß dabei die nordische Liebe zum Wandern, Bergsteigen und Jagen mitgespielt hätte; Unabhängigkeit gegenüber den Fesseln der Liebe, der Familie. In dem Mangel jeder Empfänglichkeit für das weibliche Geschlecht unterscheidet er sich freilich von der gesunden Sinnlichkeit der Griechen. 1758 schreibt er aus

Florenz, er sei in eine junge Tänzerin von zwölf Jahren verliebt, die er nur auf dem Theater gesehen habe (Justi II 283) — also eine völlig belanglose Regung. Die kurze „Liebe“ zu Frau Mengs, der er 1761 seinen „ersten Brief an ein Frauenzimmer“ schreibt, war kein starkes Gefühl (Justi II 398, III 354 ff.). Aber auch die heftigeren Leidenschaften, die seit seiner Jugend Freunde in ihm entfachten, greifen, so viel sie ihm an Hingabe, Glück, Enttäuschung bedeuten mochten, doch nicht tief genug, um ihn, sei es nur vorübergehend, aus der Bahn zu werfen. Auch das entspricht ganz dem, was wir von antiken Männern zu wissen glauben. Die gelegentlichen sentimentalischen Ausbrüche in Winkelmanns Briefen sind bloß äußerliche Zeichen seiner Zeit. Unbeirrt geht er seinen Weg, seiner Sendung getreu. Das gibt ihm das großartige innere Gleichgewicht, die seelische und geistige Freiheit, die angesichts der bedrückten Not seiner Jugend, der Armut und materiellen Unsicherheit seiner ersten Mannesjahre doppelt bewundernswert erscheint. „Wir finden ihn immer in Tätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend sein könnte, und ebenso ließ er sich wieder vom nächsten Augenblick belehren“ (Goethe). Niemand zieht ihn von dem hohen Ziele ab, auch seine eigene Natur nicht. So konnte er, nach dem feinen Worte Justis (III 241), „wie Empedokles zugleich als Forscher und Seher seine Lehren aussprechen“.

Er hat beim Schreiben vornehmlich an „die Nachwelt“ gedacht, zunächst kaum gehofft, unter den Zeitgenossen Verständnis zu finden, und doch das seltene Glück erlebt, als Prophet in seinem Vaterlande wie in seiner Zeit höchste Geltung zu gewinnen, kaum irgendwo Gegnern oder Zweiflern zu begegnen. So schwer er um sein Leben ringen mußte, so leicht und voll hat er als Forscher und Lehrer gesiegt: hat doch kein anderer Gelehrter seiner Zeit in Europa eine so weite, unbestrittene Wirkung ausgeübt. Die Jugend strömte ihm zu, es beglückte ihn, „ein Lehrer der Jugend zu sein und dieses mit Hintansetzung aller Zeit und Bequemlichkeit“. Noch aus seinem letzten Lebensjahre bieten uns Briefe des Dresdener Hofbaumeisters Weinlig davon ein anschauliches Bild (bei Thiersch, a. a. O. 45 f.).

Die Größten beugten sich ihm. Lessing bewundert ihn, ohne ihn voll zu erfassen. Hamanns Klage über seinen frühen Tod wird zur Anklage gegen Friedrich den Großen, der ihn nicht zu würdigen gewußt habe. Herder widmet ihm zehn Jahre nach seinem Tode eine begeistert schwungvolle Lobrede. Schiller bekennt, daß er ihn „von Kant befreit“ habe. Goethe, der ihn als Leipziger Student 1768 in Dessau mit Deser zu sehen gehofft und dann erschüttert die Todesnachricht erfahren hatte, nennt noch 1805 seine Schrift über ihn geradezu „Winckelmann und sein Jahrhundert“. In deren Eingang sagt er: „In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.“

Ein prophetisches Wort: denn an Winckelmanns Geburtstag versammelten sich 1828 in der Preussischen Gesandtschaft auf dem Kapitol fünf Männer zur Gründung des Archäologischen Instituts, und seither wird der 9. Dezember an deutschen Hochschulen, in Rom und Athen feierlich begangen. Alljährlich gedenkt man des schöpferischen Begründers der klassischen Altertumskunde.

Aber seltsam: die in seinem Namen erwachsene Wissenschaft hat sein Werk nicht vollendet, konnte es kaum in seinem Sinne fortführen. Ihre historische Entwicklung während des neunzehnten Jahrhunderts mußte sie notgedrungen immer weiter von Winckelmann ablenken. „Er entdeckte“, sagt Goethe, „ein lange geahntes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlorenes Land“; und zwar entdeckte er es, weil er „Poet sein muß, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht“ — also in demselben Geist wie Hoelderlin, dem er an absolutem, nicht humanistisch-lateinisiertem Hellenentum vergleichbar ist wie kein anderer. Die Wissenschaft aber durfte nicht Poet sein, sie mußte festen Grund schichten für den Aufbau der antiken Kunstgeschichte. Unendliche Kleinarbeit war und ist noch dazu nötig. Das ist der eine Grund, weshalb von den bedeutenden Archäologen seit Winckelmann keiner sich an eine große Geschichte der griechischen Kunst gewagt hat. Der andere, schwerere wiegende Grund aber liegt in der ganz anders ge-

richteten Gesamteinstellung des neunzehnten und auch noch unseres Jahrhunderts. Als Winckelmann seine Kunstgeschichte vollendet hatte, meinte er: „Vielleicht geht ein Jahrhundert vorbei, ehe es einem Deutschen gelingt, mir auf dem Wege, welchen ich ergriffen habe, nachzugehen, und welcher das Herz auf dem Flecke hat, wo es mir sitzt“ (1764; Justi III 448, Thiersch 33). Es ist auch kein Zufall, daß die grundlegende, umfassende Biographie Winckelmanns, auf der auch diese Skizze so weitgehend beruht, von Carl Justi, nicht von einem Archäologen verfaßt ist, daß Wilhelm Waackhold Jenen unter die deutschen Kunsthistoriker aufnehmen konnte, daß die einzigen neueren Auswahlen aus seinen Schriften von Hermann Uhde-Vernays und Alexander von Gleichen-Rußwurm stammen. Wir Archäologen haben viel zu wenig für Winckelmann getan, vornehmlich sofern es galt, die Verbindung zwischen ihm und der akademischen Jugend zu wahren oder vielmehr herzustellen; denn heute ist sie abgebrochen.

Die Aufgabe ist keineswegs leicht. Vieles, was Winckelmann neu entdeckt hat, ist längst Gemeingut geworden. Mag er auch „stets ein Vorbild bleiben, wie man die Kunst wissenschaftlich und die Wissenschaft künstlerisch handhaben soll“ (A. Köster, a. a. O. 82), so ist doch sehr vieles bei ihm veraltet oder überholt, das Gebiet hat sich unendlich geweitet, die Fülle neuer Denkmäler wächst unausgesetzt. Die unbedingte Überlegenheit der Griechen, für Jenen und seine Zeitgenossen ein Axiom, wird heute aufs heftigste umstritten. Die Methode der Betrachtung und Beschreibung von Kunstwerken hat sich gewandelt. Winckelmanns zahlreiche Irrtümer im einzelnen, seine oft verblüffende Gleichgültigkeit gegenüber herrlichen Originalwerken, seine Begeisterung für mittelmäßige Kopien, all’ das ist ebenso leicht erkennbar wie es billig ist, seinen Geschmack zu belächeln. Mit seiner Größe hat dies alles nichts zu tun; aber es erschwert das Verständnis für seine Persönlichkeit. Und diese ist für unsere Zeit noch sehr viel bedeutungsvoller als seine Werke. Sie erschließt sich am lebendigsten in seinen Briefen, jenem gewaltigen Schatz, der noch keineswegs ganz gehoben und so traurig wenig bekannt ist. Selbst in Winckelmanns schreibseligem Jahrhundert haben wenige eine so vielseitige und zugleich inhaltreiche Korre-

spondenz geführt. Sie beginnt in der Jugend und dehnt sich um so erdrückender „per totum orbem terrarum“ aus, da er über den neuen Freunden die alten nicht vernachlässigt. „Ich glaube, daß ich mehr Briefe abfertige als eine ganze Universität in corpore“ (Thiersch, a. a. O. 38). Dennoch schreibt er stets mit unmittelbarer Wärme, gibt sich ganz dem Empfänger des Briefes, stellt sich in Ton, Sprache, Stoff auf dessen Wesen ein. So bieten diese unzähligen Blätter ein getreues Abbild seines Daseins, seiner Gedanken, seiner Ziele. Ein aus sorgsam gewählten Briefen und Teilen der Schriften aufgebautes, klar umrissenes und einprägsames Lebensbild: das wäre ein Denkmal, wie wir es dem genialen Seher und Erwecker, dem Schöpfer unserer Wissenschaft schulden.

Bibliographie in Auswahl.

I. Schriften Winckelmanns.

Geschichtliches Fragment v. J. 1754, bei Segelken, Winckelmann S. 37 bis 43. — Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. Dresden 1755. 1. Ausgabe von 50 Exemplaren (Lichtdruckwiedergabe, Jahresgabe der Vereinigung der Bücherfreunde in Dresden 1927); 2. erweiterte Ausgabe Dresden 1756. — Englische Übersetzung von Jüßeli: Reflections on the Painting and Sculpture of the Greeks. ... and an Essay on Grace in Works of Art, London 1765. — Aufsätze in d. Bibliothek d. schön. Wiss. u. freien Künste 1759–1762. — Description des Pierres gravées du feu Baron de Stosch. Florence 1760. — Anmerkungen über die Baukunst der Alten. Leipzig 1762. 4°. — Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen an Heinrich Reichsgrafen von Brühl. Dresden 1762. 4°. — Englische Übersetzung. London 1771. 8°. — Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterricht in derselben. Dresden 1763. 4°. — Nachrichten von den neuesten Herculanischen Entdeckungen. Dresden 1764. 4°. — Geschichte der Kunst des Alterthums. Dresden 1764. 4°. — 2. Ausgabe ebenda 1767. 4°. — Französische Ausgaben: Amsterdam 1766. 8°. — Overdon 1784. 8°. — Leipzig 1784. 8° (Übers. von M. Huber, mit wichtigen Angaben von Zeitgenossen W.s in der Einleitung). — Paris 1789 und 1794. 4°. — Anmerkungen über die G. d. K. Dresden 1767. 4°. — Die handschriftlichen Zusätze und Berichtigungen des Verf. sind z. T. verwertet in der Wiener Ausgabe (1776. 4°), nicht aber in den späteren, z. B. von Julius Lessing (Berlin 1870 und 1882) und Victor Fleischer (Berlin-Wien 1913) besorgten (beide mit biographischer Einleitung). — Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst. Dresden 1766. 4°. — Sæcular-Ausgabe mit vielen wichtigen Zusätzen aus des Verf. Hand-

exemplar, unedirten Briefen usw., von A. Dressel. Leipzig 1866. — Monumenti antichi inediti. Roma 1767. 2 Bde. fol. — Neue Ausgabe. Napoli 1820. — Deutsche Übersetzung von Fr. L. Brunn: Alte Denkmäler der Kunst. Berlin 1791.

Gesammelte Werke: Herausg. von E. L. Fernow, nach seinem Tode fortgeführt von H. Meyer und Joh. Schulze. Dresden 1808–1817. 8 Bde. 8°. Bd. 9, 10 (Briefe), herausg. von Förster. Berlin 1824. — Herausg. von Joh. Eiselein. Donau-öschingen 1825–1929. 12 Bde. 8°. 2 Tafelbde. 4° (reichste Ausgabe, jedoch auch nicht vollständig, die andere bleibt neben ihr unentbehrlich). „Einzig rechtmäßige Originalausgabe.“ Dresden-Stuttgart 1839 und 1847 (kein Fortschritt, bis heute fehlt eine gute Ausgabe der Werke!). — Opere, Prato. 1830/31. 12 Bde. 8°. Tafelbde. fol. — Musterstücke aus Winckelmanns Werken ... für die Lektüre in den obersten Klassen usw. herausg. von W. Kühne. Berlin 1879. — Edle Einfachheit und stille Größe. Auswahl von Dr. Walter Winckelmann. Berlin 1909. — J. J. Winckelmann, Kleine Schriften und Briefe, herausg. von H. Uhde-Vernays. Leipzig 1925 (beste Auswahl). — Winckelmann-Lessing, Ausgew. Stellen, herausg. von A. v. Gleichen-Rußwurm. Jena-Leipzig 1906.

II. Briefe.

An Herrn H., Leipzig 1776. 12°. — An seine Freunde, herausg. von K. W. Daisdorf. Dresden 1777–80. 8°. — An seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778. 8°. Neuausgabe von H. Blümner, An seine Züricher Freunde. Freiburg-Zübingen 1882. 8°. — An einen seiner vertrautesten Freunde (Muzel-Stosch). Berlin 1791. 8°. — An einen Freund in Liefland. Coburg 1784. 8°. — Briefe an Mengs in G. N. d'Azara, Vita ed. Opere di A. R. Mengs. 2. Aufl. von E. Fea. Roma. 1797 (vgl. Gerstenberg, a. u. a. D. S. 36 ff.). — Ferner Bd. 9, 10 der Dresdener Ausgabe der Werke (s. oben); Anhang zur 1. Ausgabe von Justis Winckelmann (s. unten). Neugefundene Briefe: H. Uhde-Vernays, Jahrbuch der Sammlung Rippenberg I 1921, 9 ff., wieder abgedruckt in Dess. Auswahl. Leipzig 1925. — Verstreutes unveröffentlichtes Material, eine Gesamtausgabe wäre Ehrenpflicht.

III. Schriften über Winckelmann.

Ehr. Gottl. Heyne, Lobschrift auf W. (Casseler Preisschrift). Cassel 1778. — J. G. Herder, Denkmal J. W.s (ungekrönte Casseler Preisschrift, herausg. von A. Duncker). Cassel 1882. Dazu B. Suphan, Preuß. Jahrb. 50, 1882, 593 ff. — J. Gurlitt, Biographische und literarische Notiz von J. W. Magdeburg 1797 (wichtigste Quellensammlung älterer Zeit; dazu E. B. Stark, Systematik und Geschichte der Archäologie. Leipzig 1880, 193 ff.). — Goethe, W. und sein Jahrhundert. Zübingen 1805 (Einleitung zu der Ausgabe der Briefe an Verendis, mit Aufsätzen über W. von Heinrich Meyer und Fr. A. Wolf); mit Erläuterungen von A. Michaelis in der großen

Sophienausgabe, Weimar 1891, Bd. 46, 1–102 u. 391–399; wertvolle Bemerkungen von B. A. Müller, Goldene Klassiker-Bibliothek, Goethes Werke Teil 30, 1923. – E. Morgenstern, Joh. W. Leipzig 1805. 4^o (vortreffliche Darstellung). – D. v. Rosetti, J. W.s letzte Lebenswoche ... Aus den gerichtlichen Originalakten des Kriminalprozesses seines Mörders Arcangeli. Dresden 1818. Wieder abgedruckt in Dess. II Sepolcro di W. in Trieste. Venezia 1823. 4^o (erste eingehende Bibliographie und Ikonographie). – A. Kreh, Erinnerungen an W. Berlin 1835. Progr. – E. Gerhard, Festgedanken an W. Berlin 1841. W. und die Gegenwart. Berlin 1856. – D. Jahn, W. Greifswald 1844, und Biographische Aufsätze. Leipzig 1866. – E. Justi, W. und seine Zeitgenossen. 1. Ausgabe. Leipzig 1866–1872 (noch immer unentbehrlich durch den Anhang); 2. umgestaltete Auflage 1898; 3. 1923 (grundlegendes Monumentalwerk, auf dem alle Späteren fußen; umfassende Verwertung ungedruckter Quellen, aber leider ohne bibliographische u. ä. Nachweise; vgl. A. Tibal, Inventaire des mss. de W. déposés à la Bibliothèque nationale. Paris 1911). – W. Pater, W., Westminster Review 1867, wieder abgedruckt in The Renaissance Cap. 8, zuletzt London 1925. – Fr. Noack, Deutsches Leben in Rom 1700–1900. Stuttgart-Berlin 1907 (Nachrichten über W. und Mengs). – Ders., Belvedere XIII 1928 (Heft 68), 41 ff. – Segelken, J. J. W. Stendal 1917. Ernst Schulze (wertvoller Lebensbericht mit Verwertung alter und neuer Quellen). – A. Köster, J. J. W., Festrede, Zeitschrift f. bild. Kunst 29, 1918, 75 ff. (vorzügliche Charakteristik). – H. Thiersch, Winckelmann und seine Bildnisse. München 1918 (zugleich seines Lebensbild, leider vergriffen). – H. Ermisch, W. und Sachsen. Neues Archiv f. Sächs. Geschichte 39, 52 ff. – E. Bergmann, Das Leben und die Wunder J. W.s. München 1920. – W. Waehold, Deutsche Kunsthistoriker von Sandrart bis Rumohr. Leipzig 1921. I 51 ff. – K. Gerstenberg, J. J. W. und A. N. Mengs. 27. Hallisches Winckelmanns-Programm 1929 (mit einem ungedruckten Briefe W.s an Mengs). – E. Aron, Die deutsche Erweckung des Griechentums durch Winckelmann und Herder. Heidelberg 1929.

IV. Künstlerische Darstellungen.

Wilh. Schäfer, W.s Ende. München 1925. – M. Kommerell, Gespräche aus der Zeit der deutschen Wiedergeburt. Berlin 1929. S. 5 ff. (vergriffen).

Überaus wertvolle Hinweise verdanke ich der freundschaftlichen Hilfe von Emil Jacobs.

Georg Karo.